

Was ist ein autonomes Leben?

Georg Siller

Auf der Suche nach einer Antwort auf diese Frage muss darauf geachtet werden, was „autonom“ bedeutet bzw. nicht bedeutet. Die Philosophie kann die Bedeutungen von Begriffen nicht eigenmächtig festlegen, sie kann sich nur um Klarheit bemühen, indem sie verschiedene mögliche Bedeutungen zu unterscheiden versucht. In diesem Sinne möchte ich zeigen, dass „Autonomie“ nicht notwendig bedeuten muss, alles im Griff zu haben und eine Fremdbestimmung nur in Ausnahmefällen zuzulassen. Wenn wir im Begriff der Autonomie auch einen wichtigen Anteil von Heteronomie zulassen, können wir „Autonomie“ sogar besser mit Überzeugungen in Einklang bringen, die unsere Vorstellung vom menschlichen Leben prägen.

„Autonomía“ ist das griechische Wort für Selbstgesetzgebung, Eigengesetzlichkeit oder Selbstbestimmung. Im antiken Griechenland wurde der Begriff primär auf Staaten bezogen, allerdings verwendet der Tragödiendichter Sophokles den Begriff auch für seine *Antigone*: Da diese dem Gesetz ihres Onkels Kreon nicht folgt (welches verbietet, ihren Bruder Polyneikes zu bestatten), ist sie eine „Eigengesetzliche“.

Auch heute unterscheiden wir zwischen politischer und personaler Autonomie. Während politische Autonomie sich meist auf Regionen bzw. Teile von Staaten bezieht, bezeichnet die personale die Fähigkeit einer einzelnen Person, das eigene Leben selbst zu gestalten. Ich möchte hier von der personalen Autonomie sprechen und nicht von der politischen – wenn auch gerade hier in Südtirol die Trennung der zwei Bedeutungen etwas schwieriger sein könnte: Schließlich spielt das Bild einer autonomen Provinz mit klar definierbaren „Landesgrenzen“ bzw. Zuständigkeiten möglicherweise in unsere Vorstellung von personaler Autonomie hinein.

Auch bei der personalen Autonomie lässt sich noch einmal eine *lokale* von einer *globalen* unterscheiden. Die lokale (personale) Autonomie zeigt sich an der Handlungsfreiheit innerhalb konkreter Situationen, die globale (personale) Autonomie ist auf das Leben insgesamt bezogen, sie besteht in der grundsätzlichen Fähigkeit, seine Lebensführung an selbst gewählte Prinzipien auszurichten. (Diese globale Autonomie hat z.B. Schopenhauer für illusorisch gehalten, da er meinte, wir könnten zwar tun was wir wollten, aber unser Wille sei für uns selbst nicht noch einmal wählbar.

Wenn wir schon bei begrifflichen Unterscheidungen sind: Wichtig ist sicherlich auch die Unterscheidung zwischen erstens einer personalen Autonomie im Sinne eines *Rechtsstatus*, zweitens einer Autonomie als *Ideal* (oder einer Tugend) und drittens der Autonomie im Sinne einer konkreten *Erfahrung*. Mir geht es hier um den Zusammenhang von zweitem und drittem Aspekt, also zwischen Autonomie als Ideal und konkreter Erfahrung.

Ein Ideal kann nämlich in die Irre führen, indem es von einem Bild ausgeht, das positive Erfahrungen unmöglich macht. Ein solches (irreführendes) Bild von Autonomie könnte darin bestehen, die Selbstbestimmung der Person mit einem Hoheitsgebiet oder mit einem Burghügel zu vergleichen, zu dem „Externe“ nur mit besonderer Genehmigung Zugang erhalten. Dieses Ideal hat frustrierende Auswirkungen auf die konkrete Praxis.

Das Ich als Festung, als klar abgegrenzter Herrschaftsbereich kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Schon die antike Stoa hat versucht, den Bereich des „eigenen“ durch eine klare Grenzziehung von äußerer Abhängigkeit herauszulösen. Epiktet z.B. pochte immer wieder auf die klare Unterscheidung von dem, was wir beeinflussen können und dem was wir nicht kontrollieren können. Nur um den ersten Bereich sollten wir uns kümmern, den äußeren Einflüssen dürften wir nicht erlauben, uns in Ruhe zu versetzen.

Inwiefern muss dieses Bild vom Ich als Festung in Frage gestellt werden? Ich möchte sechs verschiedene Gründe anführen, dieses Bild als irreführend zu verstehen:

1. Bereits die Stoa war sich vollkommen im Klaren darüber, dass die Gefahr gar nicht einmal so sehr von außen lauert. Es sind vielmehr unsere eigenen Regungen, die unsere Freiheit bedrohen können. Wir sprechen von inneren Zwängen, von Mustern und emotionalen Tendenzen, mit denen wir häufig nicht zurechtkommen, zu denen wir uns mehr Distanz wünschen („Protect me from what I want!“ – Beschützt mich vor meinem eigenen Willen! – schrieb die us-amerikanische Künstlerin Jenny Holzer). Diese innere Konfrontation findet sich bei allen Menschen, kann sich bei psychischen Erkrankungen aber noch verstärken. So wird gerade hier von einer dreifachen Erfahrung einer eingeschränkten Autonomie gesprochen: durch die Therapie mit ihren beschränkenden Erfordernissen, durch die Stigmatisierung in der Arbeitswelt – und schließlich durch die Krankheit selbst. Ein autonomes, also selbstbestimmtes Leben kann nicht bedeuten, die Gefahr immer nur von außen kommen zu sehen.
2. Unser Konzept einer personalen Autonomie ist kein Naturgesetz, sondern eine historische Errungenschaft. Sie ist in Bewegung begriffen und einer ständigen Überarbeitung ausgesetzt. Sie zeigt sich in einer zunehmenden Individualisierung, die auch als „Atomisierung“ beschrieben wurde. Einzelne Personen erhalten mehr Zuständigkeit, können sich aber auch als isolierter wahrnehmen. Die Freiheit des Individuums ist allerdings nicht nur Segen, sondern auch Stress, weil damit die Verantwortung für den Erfolg (in welcher Hinsicht auch immer) dem Individuum selbst zugeschrieben wird. Die Zuschreibung einer allzu isolierten eigenen Verantwortung für den Erfolg hat auch ihre Schattenseiten, sie kann zur Depression führen. Insofern darf sie auch in einer möglichen Einseitigkeit in Frage gestellt werden.
3. Das Bild von der Ich-Festung ist meist kombiniert mit dem Ideal innerer Homogenität. Unentschiedenheiten, Widersprüche, Willensschwäche, Identitätskonflikte usw. passen da nicht gut hinein. Doch sollten wir auch hier nicht zu rigoros sein. *Ambivalenzen* gehören zum menschlichen Leben, sie machen es reicher. Es geht darum, mit ihnen umzugehen, und nicht, sie zu eliminieren. Vielleicht sind es auch solche Ambivalenzen, die eine Person liebenswerter machen. Nur wenn die Widersprüche des eigenen Lebens als Entfremdung erfahren werden, wenn das Leben nicht mehr als das eigene „erlebt“ werden kann, kippt die Situation.
4. *Heteronomie* (als Gegensatz zu Autonomie) muss nicht notwendig als Übel verstanden werden. Das Ich ist kein statischer Block, sondern vorläufiges Ergebnis einer Entwicklung. Und diese Entwicklung geschieht in Auseinandersetzung mit dem „Anderen“. Wir stehen in einem ständigen Dialog mit anderen Personen, auch wenn es um die Kernfragen unserer Identität geht. Es ist kein Zufall, dass das Tagebuchschreiben als die intimste Form der Selbstvergewisserung gilt – andererseits aber immer das Medium einer kollektiven Sprache benötigt und als Kommunikation mit einem Gegenüber inszeniert ist. Wenn der deutsche Philosoph Martin Seel als Buchtitel die Aufforderung „Sich bestimmen lassen“ wählte, dann meinte er das ohne Ironie.
5. Autonomie ist nicht einfach ein Rezept zum Glücklichein. Autonomie ermöglicht *Sinn*. Während Glück als Zustand einer Person verstanden werden kann, ist Sinn eine Eigenschaft von Welt. Auch wenn das dann doch wieder „nur“ die Welt einer bestimmten Person ist, hat Sinn doch eine andere Interessensrichtung als Glück. Sinn entsteht durch das Eingehen von Verpflichtungen, durch das Anerkennen von Abhängigkeiten. Unser Selbstdeutung geht mit einer Weltdeutung einher, welche auch andere Menschen miteinbezieht – und umgekehrt: Unser Leben kann nur Sinn und Bedeutung haben, wenn es Anerkennung durch „Gleichgesinnte“ erfährt. Selbstachtung hat notwendig eine soziale Dimension.
6. Damit sind wir schon beim letzten Punkt: Autonomie ist als Erfahrung an Kollektivität orientiert. Das klingt paradox – schließlich geht es der Autonomie doch darum, sich *selbst* zu bestimmen und nicht die anderen. Doch können wir in der Erfahrung eigener Autonomie nicht wirklich den Wunsch haben, dass anderen diese Autonomieerfahrung unmöglich ist. Im Gegenteil, wir *erwarten* Autonomie auch bei anderen Menschen. Von all den selbstherrlichen Tyrannen, die ihre

eigene Macht auf Kosten ihrer menschlichen Umgebung auszubauen versuchen, wusste man schon in der Antike, dass sie Getriebene sind, nicht einmal in der Lage, sich selbst zu regieren.

Zurück zu unserer Ausgangsfrage „Was ist ein autonomes Leben?“. Wenn wir den Autonomie-Begriff nicht voreilig bzw. stereotypisch verwenden, dann kann das heißen, dass Autonomie kein Zustand ist, sondern ein Prozess – und zwar ein Prozess der Selbstvergewisserung in einem Dialog. In einem Dialog, welcher eine übersichtliche Grenzziehung zwischen „Ich“ und „Welt“ nicht voraussetzt, sondern in Frage stellt. Ein autonomes Leben ist dann kein bequemes Sich-Einrichten auf einem sicheren Burghügel, sondern die nie abgeschlossene Bemühung, für sich und die Welt Bedeutung zu finden. Nach Albert Camus versucht Sisyphos genau das: Er ist nach der griechischen Mythologie zwar dazu verdammt, denselben Stein immer wieder den Berg hinaufzurollen, macht diesen Stein aber zu *seinem* Stein und findet in seiner gebeutelten Existenz durch Realismus und Hartnäckigkeit seine ganz eigene Würde.